

Phoebe Holdgrün/Julia Schmitz

Gender-Space: Überwindung von Räumlichkeiten und Begrenzungen

Bericht vom 12. Gender-Workshop „Geschlechterforschung zu Japan“

17.-18. November 2005 im Adam-Stegerwald-Haus Königswinter

Nach einer zweijährigen Pause fand dieses Jahr wieder der Gender-Workshop „Geschlechterforschung zu Japan“ im Rahmen der VSJF-Jahrestagung statt, der von Prof. Dr. Ilse Lenz (Universität Bochum) und Prof. Dr. Michiko Mae (Universität Düsseldorf) gemeinsam mit Phoebe Holdgrün (Universität Düsseldorf) und Julia Schmitz (Universität Düsseldorf) organisiert wurde. Zu dem Thema „Gender-Space: Überwindung von Räumlichkeiten und Begrenzungen“ präsentierten sieben Vortragende aus Kultur- und Sozialwissenschaften ihre aktuellen Projekte.

Eine wichtige Grundlage für die Thematik des Workshops wurde von Ruth Becker (Universität Dortmund) in ihrem einführenden Vortrag „Emanzipative Aspekte der Rauman eignung/Raumproduktion – ein Überblick“ gelegt. Ihr Ausgangspunkt war die auf neueren sozialwissenschaftlichen Ansätzen wie z.B. von Martina Löw und Gabriele Sturm basierende These, dass Raum nicht als statischer Behälter angesehen wird, sondern sich ständig durch soziales Handeln neu konstituiert und somit ein dynamischer Prozess ist. Die zentrale Frage in dem Vortrag war dabei, inwieweit ein Raum angeeignet werden kann. Je nach kultureller Interpretation kann eine geschlechterspezifische Aufteilung von Raum als emanzipativer Schritt verstanden werden.

Ingrid Getreuer-Kargl (Universität Wien) beschäftigte sich anschließend in ihrem Vortrag „Der Alltagsraum Küche – Überlegungen zur Architektur des Geschlechterverhältnisses in Japan“ mit Platzierungsprozessen von Menschen bzw. Körpern im Raum anhand des konkreten Beispiels der Küche. Da der Raum der Küche sowohl mit verschiedenen Bräuchen, Ideologien und Vorstellungen als auch geschlechtsspezifisch mit der Rolle der Frau verbunden ist, muss die Emanzipation der Frau mit der Veränderung der Küche einhergehen. Die Kernfragen dieses Projekts sollen lauten: Wie wird der Raum als Küche konstituiert? Wer eignet ihn sich an? In welchem Zusammenhang steht die Küche zur Veränderung der Geschlechterverhältnisse? Diese Fragen lassen sich insbesondere in dem Spannungsfeld von Produktion – Reproduktion bzw. Öffentlichkeit – Privatheit ansiedeln.

In ihrem Vortrag „Andere Bedingungen, neue Bedürfnisse: Wohn(-raum)wünsche fürs Alter in Japan“ diskutierte Anemone Platz (Universität Aarhus/Dänemark) die zentrale Frage, wie die kommende japanische Senioren-Generation ihren zukünftigen Wohnraum sieht. Diese Thematik lässt sich in die Diskussion um die alternde Gesellschaft Japans eingliedern. Kritisch wurde festgestellt, dass die kommende ältere Generation nicht in die Planung von (Senioren-) Wohnräumen einbezogen wird, obwohl sie die zukünftigen Nutzer stellt, und dass institutionalisierte Einrichtungen der individuellen Gestaltung des Wohnraumes nicht ausreichend entgegen kommen. Anemone Platz hat diese Debatte durch vier anhand von Interviews erarbeitete Fallbeispiele veranschaulicht.

Am zweiten Tag des Workshops hielt zunächst Barbara Geilhorn (Universität Trier) einen Vortrag zum Thema „Vom privaten *zashiki* auf die Nô-Bühne – Frauen erweitern ihre Spielräume im Nô der Meiji- und Taishô-Zeit“. Barbara Geilhorn thematisierte darin die paradoxe Entwicklung, dass man Frauen seit der zweiten Hälfte der Meiji-Zeit zwar ermutigte, Nô als Amateurinnen im privaten Bereich auszuüben – sie wurden damit zu „Vermittlerinnen der japanischen Kultur“ im Haus stilisiert –, während andererseits professionelle Nô-Schauspielerinnen nach wie vor abgelehnt wurden

bzw. Pionierinnen auf öffentlichen Nô-Bühnen mit großen Behinderungen und Nichtanerkennung zu kämpfen hatten. Eine Erweiterung des Spielraums in die Öffentlichkeit war (und ist) weiterhin problematisch.

Ruth Kersting (Universität Trier) befasste sich in ihrem Vortrag „Nach Moskau oder durch Sibirien: Sehnsuchtsorte, Grenzen und Räume in Yoko Tawadas Erzählung ‚Wo Europa anfängt‘ (1991)“ aus einer germanistisch-literaturwissenschaftlichen Perspektive heraus mit der interkulturellen Literatur Tawada Yokos. In der Erzählung „Wo Europa anfängt“ ist die Reise der Protagonistin mit der transsibirischen Eisenbahn eine Metapher für eine nomadische Künstlerexistenz zwischen zwei Kulturen. Die Thematik des Raumes wird durch die Schwellensituation aufgegriffen, in der sich die Ich-Erzählerin befindet. Dabei ist nicht die Reise an sich der zentrale Aspekt der Erzählung, sondern vielmehr der soziale Initiationsritus, im Zuge dessen die Ich-Erzählerin durch eine räumlich-kulturelle Grenzüberschreitung und durch das Spiel mit Norm und Normalität eine interkulturelle Verfasstheit erlangt.

Die zweite Vortragsrunde am Freitagmorgen eröffnete Nadja Kischka-Wellhäußer (Ryûkoku-Universität Kyôto) mit einem Vortrag zum Titel „Geschlechterverhältnisse im sozialen Raum Universität“. Sie referierte unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse an Universitäten zu den neuesten Entwicklungen in Japan seit dem Inkrafttreten des Partizipationsgesetzes (*Danjo kyôdô sankaku shakai kihonhô*) 1999. Es zeigte sich, dass im Gegensatz zum „*Equal Employment Opportunity Law*“ von 1986 das Partizipationsgesetz eher unbekannt ist. Nadja Kischka-Wellhäußer erläuterte sodann Gegenpositionen, die sich in den so genannten „*gender backlash*“ einordnen lassen. Seit Mai 2005 prägt der Ausdruck „*gender-free-bashing*“ die kritische Debatte um das Gesetz und seine Inhalte. Diese Strömung verurteilt Begriffe wie „*gender-free*“ als Wegbereiter für die Zerstörung der japanischen Kultur, den Zerfall der Familie und die Zermürbung der Geschlechterdifferenzen.

Schließlich ging Nadja Kischka-Wellhäußer am Fallbeispiel der Ryûkoku-Universität noch auf die Situation von Frauen an den japanischen Universitäten ein. Hier stellte sich heraus, dass insgesamt zwar mehr Frauen als zuvor im sozialen Raum Universität tätig sind, sie aber nach wie vor in untergeordneten Positionen beschäftigt sind.

Der letzte Beitrag im diesjährigen Gender-Workshop erweiterte die Perspektive nach Südostasien. Claudia Derichs (Universität Duisburg-Essen) setzte sich mit dem Thema „Strategien zur Grenzüberwindung und Raumgewinnung in Transitionsstaaten. Länderauswahl: Indonesien, Malaysia“ auseinander. Beide Länder zeichnen sich durch Liberalisierungstendenzen Ende der 1990er Jahre sowie durch zunehmende fundamentalistisch-islamistische Restriktionen in der neuesten Zeit aus. Im Mittelpunkt der empirischen Untersuchung standen die Aktivitäten und Erfolge der Frauenbewegungen Malaysias und Indonesiens ab 1998. Beide Frauenbewegungen gewannen durch die Reformbewegungen an Bedeutung. Die Liberalisierung und Demokratisierung in den genannten Ländern wird jedoch begleitet von einer zunehmenden fundamentalistischen Islamisierung. Damit könnten die Räume, die sich Frauen gerade erst erschlossen haben, durch einen *backlash* von fundamentalistisch-islamistischen Kreisen wieder von neuem eingegrenzt werden.

Da die VSJF-Tagung 2006 voraussichtlich unter dem Thema „Science matters“ steht, wurde vorgeschlagen, den nächsten Workshop anknüpfend daran in den Bereich „Wissenschaft und Gender“ einzuordnen. Im Frühjahr 2006 wird ein entsprechender Call for Papers für den kommenden Workshop erstellt und versandt werden. Berichte und aktuelle Informationen zum Workshop können auch auf der Homepage des Fachs „Modernes Japan“, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, unter www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/oasien/oasien/japan/ abgerufen werden.

Ute Frietsch

Mythen des Blutes

Vom 1. bis 3. Dezember 2005 fand in der Hörsaalruine der Charité das Internationale Symposium „Mythen des Blutes“ statt, eine Veranstaltung des Graduiertenkollegs Geschlecht als Wissenskategorie. Zu der Veranstaltung eingeladen hatten Christina von Braun (Kulturwissenschaft, Humboldt-Universität zu Berlin) sowie Christoph Wulf (Interdisziplinäres Zentrum für Historische Anthropologie, Freie Universität Berlin).

In der dichten Abfolge von 25 Vorträgen eröffnete sich ein Werkstattgespräch über den „besonderen Saft“, dessen Spuren zwischen Symbolischem und Realem in den Blick genommen wurden. Der gemeinsame Fokus auf das sowohl mythen- und ideologiebefrachtete wie zugleich konkrete und unheimlich nahe Thema „Blut“ ermöglichte einen intensiven Austausch zwischen den Disziplinen Religionswissenschaft, Ethnologie, Kulturwissenschaft, Anthropologie, Gender Studies, Psychoanalyse, Kunstgeschichte, Altphilologie, Literaturwissenschaft, Rechtswissenschaft, Medizingeschichte, Wissenschaftsgeschichte und weiteren.

Im Gang durch Jahrhunderte und Kulturen zeichnete sich ein Forschungsfeld ab, das durch sieben Schwerpunkte vorstrukturiert wurde: Religion, Opfer, Recht, Genealogie und Geschlecht, Gemeinschaft, Medizin sowie Medien waren die Bereiche, die auf ihre Mythen des Blutes hin befragt wurden.

Religion

Nach einem Eröffnungsvortrag von Christoph Wulf, der unter den Stichworten „Blut – Ritual – Imagination“ einen Horizont für erste Fragestellungen entwarf, sprachen William K. Gilders (Atlanta), Regina Ammicht-Quinn (Frankfurt) und Angelika Neuwirth (Berlin) über die Auffassung des Blutes in den monotheistischen Religionen. Gilders beschrieb die Ausübung sowie die Substituierung des Blutopfers in Hebräischer Bibel und Judentum: Das Blut werde hier gerade auch durch Absenz symbolisiert, so etwa in der Zubereitung von koscheren Mahlzeiten und in der Praxis des Fastens. Ammicht-Quinn sprach über die Profilierung des Blutes im Christentum. Anhand von Bildern aus mittelalterlichen Handschriften zeigte sie seine gemeinschaftsbildenden Funktionen auf: So sei die Seitenwunde Christi sowohl als nährende Brust wie auch als Uterus zur Geburt der Kirche symbolisiert worden. Sie wies auf die problematische Ideologisierung des Blutes im Christentum hin, betonte andererseits aber auch die kulturelle Kreativität dieser Symbolisierungsprozesse. Angelika Neuwirth stellte die These auf, dass Blut im Islam eindeutiger als „unrein“ konnotiert sei als in der jüdischen und christlichen Tradition. Die religiösen Praktiken seien weitgehend unblutig. Allerdings gebe es in islamischen Kulturen Assoziationen des Blutopfers, so etwa im Vorzeigen des Blutes nach Defloration der Braut, das als Blutopfer(ung) der Frau, auf Initiative des Mannes, betrachtet werden könne. Neuwirth äußerte sich auch zu den gegenwärtigen Selbstmordattentaten und beurteilte das damit verbundene Blutvergießen als symptomatisch für die Vernichtung der religiösen islamischen Ordnung.

Opfer

Axel Michaels (Heidelberg) sprach zu Blut in den Opferriten des Hinduismus. Anhand von Bildern zeigte er, dass sich diese Praxis auch auf moderne Kulturgüter wie Autos oder Laptops erstrecken kann. Karl Braun (Marburg) analysierte das Phänomen des Nicht-Sehens des vergossenen Blutes bei Stierkämpfen im Mittelmeerraum. Der Stier werde geopfert, ohne dass das Opfer als solches erkannt werde. Auf diese Weise werde der gesellschaftliche Zusammenhalt bekräftigt. Gewalt werde ausgeübt, ohne

dass dies für die Gesellschaft negative Folgen habe. Braun bezog sich ebenfalls auf die Selbstopferung Christi, durch welche das reale Opfer in ein symbolisches überführt worden sei. Diese These René Girards wurde im Rahmen der Tagung mehrfach herangezogen und hinterfragt. Thomas Macho (Berlin) hielt einen charmanten Vortrag über die Frage, woher die Zwerge kommen. Seinen Ausführungen zufolge könnte es sich bei den Zwergen um Totgeburten und verstorbene Kleinkinder handeln, die in den Märchen symbolisch betrauert werden bzw. um aggressive Imaginationen von Eltern, die ihren Kindern den Tod wünschten. Der Zusammenhang mit Opfer und Blut wurde der Imagination der ZuhörerInnen anheim gestellt.

Recht und Blut

Ute Frevert (Bielefeld/New Haven) sprach zum Thema Duell. Bis ins 16. Jahrhundert sei sein Ausgang als Gottesurteil verstanden worden. Ab dem 17. Jahrhundert hingegen sei die Satisfaktionsfähigkeit zentral. Die Aufforderung zum Duell sei mit Anerkennung verbunden, auf beiden Seiten werde Affektbeherrschung geübt. Frevert betonte, dass sich durch ein solchermaßen verstandenes Duell niemals „die Ehre der Frau“ habe herstellen lassen, dass es sich bei diesem Motiv also um einen Vorwand gehandelt habe. Wolfgang Schild (Bielefeld) streifte in seinem Vortrag allerlei. Interessant waren seine Ausführungen zur Volksmedizin: Während Religion bezogen sei auf Transzendenz, lebe Magie vom Konzept der Dingbeseelung. Das Magische wolle daher niemals als metaphorisch verstanden werden. Inge Stephan (Berlin) schilderte die Entmythologisierung der Medea-Figur bei Christoph Hein. Sie bezeichnete Medea als eine „Deckfigur“ und warf die Frage auf, wie sich mit Figuren umgehen lasse, die im Verlauf der Geschichte derart mit Projektionen angereichert worden sind.

Genealogie und Geschlecht

Annette Peller (Berlin) sprach über weibliche Genitalbeschneidung als rituelle Verwundung und Statussymbol, während Yigal Blumenberg (Berlin) über die Beschneidung des männlichen Kindes im traditionellen Judentum reflektierte. Peller bemühte sich in ihrer ethnologischen Studie um eine wertneutrale Schilderung der von westlicher Seite vielfach kritisierten Praktik. Auf diese Weise näherte sie sich der zumeist positiveren Beschreibung der männlichen Initiationspraktiken an. Ihr Vortrag veranschaulichte jedoch die körperliche und konkrete Seite des Rituals und betonte die Schmerzhaftigkeit des operativen Eingriffs. Blumenberg hielt sich psychoanalytisch ganz auf der symbolischen Ebene. Er analysierte die Bedeutung der Beschneidung in Hinblick auf eine pränatale, kosmologische Einheit des männlichen Kindes mit der Mutter. Diese Einheit werde in der Beschneidung bearbeitet. Durch die künstliche Kreierung eines Mangels trete der männliche Protagonist in die Sprache ein, die erste Beschneidung – die der Nabelschnur – werde symbolisch wiederholt. Es handele sich dabei um eine Integration von Allmachtsphantasien und Narzissmus in die männliche Persönlichkeit. In der Anschlussdiskussion wurde die Frage nach den „Töchtern Israel“ zumindest aufgeworfen. – Eva Labouvie (Magdeburg) sprach über Schwangerschaft und Geburt vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. In Übereinstimmung mit der Körperhistorie der letzten Jahrzehnte stellte sie den schwangeren Körper als Symbolträger heraus und betonte die Autonomie von Frauen früherer Zeiten am Beispiel der mangelnden Unterscheidungsmöglichkeit zwischen „Blutstockung“ und Schwangerschaft. Brigitta Hauser-Schäublin (Göttingen) sprach über unterschiedliche Weisen, Genealogie zu konzipieren, so etwa über den Stammbaum qua Blutsverwandtschaft oder qua „Spermaverwandtschaft“. Gabriele Sorgo (Wien) hielt einen eleganten Vortrag zum Thema Herzblut. Sie beschrieb den historischen Übergang vom kosmologischen zum funktionalen Denken. Am Ende des 16. Jahrhunderts sei das geschlos-

sene Herz an die Stelle des von Christi Blut durchströmten Weltenkörpers getreten. Im 17. Jahrhundert hätten die Nationalstaaten diese Stelle eingenommen. Welt- und Heilsgeschichte hätten sich getrennt. In Ökonomie und Politik seien geschlossene Kreisläufe konzipiert worden, bis das Private schließlich gänzlich verinnerlicht worden sei. Christina von Braun (Berlin), deren Ideen dem Symposium Konzept und Struktur gegeben hatten, sprach in ihrem Vortrag „Blut und Tinte“ über die Dichotomisierung von Weltlich-Körperlichem und Geistig-Geistlichem, die sich an unterschiedliche Mythen und Bilder hefte. So gebe es zwei Arten des Blutes – das gute und das böse, ebenso wie es zwei Funktionen des Kreuzes gebe – das Kreuz als Symbol des Todes sowie der Auferstehung. Diese Dichotomisierungen deckten sich zum Teil mit den Bildern des Männlichen und des Weiblichen in der Geschichte der Wissenschaften sowie mit jenen sexueller und geistiger „Fruchtbarkeit“. Die Genealogie des Blutes sei weltlich. In der Tinte als dem Saft der Schriftkultur werde sie (christlich) transzendiert. Von Braun wies auf das Vakuum hin, dass zwischen der Dimension des Realen bzw. Körperlichen und der Dimension des Geistigen bzw. Symbolischen bestehe. Dieses Vakuum, das Differenz bedeuten könnte, werde insbesondere im Christentum ideologisch gefüllt und geleugnet, indem die jeweiligen Träger der symbolischen Ordnung mit den korrespondierenden materiellen Medien magisch aufgeladen werden.

Blut und Gemeinschaft

Valeri Savchuk (St. Petersburg) verfocht die These, dass die (russische) Gesellschaft der Gegenwart steril geworden sei und auf diese Weise in der Kunst blutige Formen der Darstellung provoziere. Hans Belting (Wien) stellte die Frage nach einem Präsenz- respektive Repräsentations-Zusammenhang von Farbe und Blut in der Malerei. Die Malerei repräsentiere das getrocknete Blut des Lebens. Diese These verdeutlichte er anhand einiger Gemälde von Caravaggio und Tizian, welche die Materialität der Farbe gerade in der (anscheinend kunstlosen) Darstellung des Blutes dokumentierten und auf diese Weise Malerei reflektierten. Anhand der Bildideen von Artemisia Gentileschi und Caravaggio zum Judith-Thema stellte er die Frage nach autobiographischen – different weiblichen und männlichen künstlerischen – Formen, Leben in Kunst zu retten. Walter Burkert (Zürich) analysierte das Griechische, das Lateinische sowie das Deutsche in Hinblick auf ihre Ansätze zu einer Metaphorisierung des Blutes, indem er nach korrespondierenden Begriffen für „Blutsverwandtschaft“ und „Blutschande“ fahndete. Seiner Erläuterung zufolge kannten die Griechen, da sie sich angeblich an Empirie orientierten, keinen vergleichbaren „physiologischen Unsinn“ wie die deutsche Sprache. Erst im römischen Recht seien Vorformen einer solchen Ideologisierung aufgekommen. Micha Brumlik (Frankfurt) stellte in Auseinandersetzung mit Ernst Jünger die Frage nach dem Zusammenhang von modernem Irrationalismus und archaisch „mutterrechtlicher“ Semantik. Er skizzierte unterschiedliche Formen der Verbrämung von Naturwissenschaft und Mythos im Nationalsozialismus. Seine geistesgegenwärtigen Diskussionsbeiträge zum Verhältnis von Judentum und Christentum sowie zu den politischen Geschlechterverhältnissen der Gegenwart waren für das Symposium ein großer Gewinn.

Mythos und Medizin

Volker Hess (Berlin) kontrastierte die Entdeckung des Blutkreislaufes durch Harvey mit vivisektionistischem Filmmaterial der MedizinerInnenausbildung heute. Er spekulierte über die Rekonfigurationen traditioneller Deutungsmuster, welche neue Experimentalkonzepte begleiten. So habe Blut in der Medizin dazu eingeladen, vitalistische und humoralpathologische Deutungen zu rekonfigurieren und sie als widersprüchlichen Subtext zu neuen Beobachtungen zu imaginieren. Das Filmmaterial, das seinen

Vortrag begleitete, stellte im Rahmen des Symposiums, das insgesamt eher sparsam mit Bildern war, einen interdisziplinären Kulturschock dar, der von eigenem Interesse war. Die ZuhörerInnen wurden solcherart in einen Kontext versetzt, der den meisten fremd gewesen sein dürfte. Sarah Jansen (Cambridge/USA) sprach über das wissenschaftliche Interesse an blutsaugenden Insekten, das um 1900 diskursiviert wurde. Sie skizzierte, wie dieses im NS mit der Ideologie von „Blut und Boden“ populärwissenschaftlich verbunden wurde. Philipp Sarasin (Zürich) zeigte anhand des Filmes „Feind im Blut“ von 1931 auf, dass das Blut seinen mythischen Charakter in der Moderne zum Teil verloren habe: Mit dem Aufstieg der Bakteriologie um 1880 konnte es bereits nurmehr als Träger respektive Kriegsschauplatz dienen für Stoffe, die sich in ihm befinden. Die Mythen des Blutes im NS seien daher naturwissenschaftlich als „träumerischer“ Rückfall in alte Sprachmuster zu betrachten. Sarasins Rekurs auf Foucaults Konzept von einer Ablösung des „Allianzdispositiv(s)“ des Blutes gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch ein „Sexualitätsdispositiv“ stieß auf Widerspruch, insofern die Geschlechtsmetaphorik rund um die Syphilis seit dem 15. Jahrhundert bereits als Sexualitätsdispositiv benannt werden könnte.

Blut und Medien

Norval Bateillo (São Paulo) beschrieb das gegenwärtige Zeitalter als Zeitalter der „Ikonophagie“ und der „blutlosen Gegenstände“. Er bezog sich unter anderem auf Werke von Jan Fabre sowie auf Texte von Dietmar Kamper. Der abschließende Vortrag wurde von Jochen Hörisch (Mannheim) gehalten. Hörisch sprach über Analogien von Blutkreislauf und Geldkreislauf in der Neuzeit, in der Folge von Hobbes Leviathan. Er beschrieb die Leitmedien einer Gesellschaft als deren jeweilig unabhömmliches Mittel der Zirkulation. Sarkastisch und wissenschaftskritisch bezog Hörisch den Kreislauf zwischen C3- und C4-ProfessorInnen in seine Überlegungen ein.

Eine Veranstaltung des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“

Der diskursanalytische Ansatz, der dem Symposium zugrunde lag, funktionierte: Es wurde nicht frontal nach „Blut“ gefragt, sondern vermittelt nach den „Mythen“ des Blutes. In den Vorträgen wurde ein analytischer und angesichts des Themas fast asketischer Umgang mit Metaphern und Bildern praktiziert. Auf diese Weise wurde eine intensive Arbeitsatmosphäre geschaffen, in der Querverbindungen kritisch reflexiv diskutiert werden konnten. Die Veranstaltung wurde so zum Exempel für die Produktivität transdisziplinären Arbeitens. Für den Arbeitszusammenhang des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ bestätigte sich, dass es Sinn macht, Wissenschaftsgeschichte und Genderanalyse zusammenzuführen. Genderforschung kann durch diese Allianz wissenschaftsübergreifend einen Impact haben. Außerdem lassen sich neue Aufschlüsse über Geschlechterfragen gewinnen, wenn nicht direkt auf einschlägige Themen fokussiert, sondern „Geschlecht“ in seinem medialen Zusammenwirken funktionsanalytisch nachgespürt wird. Für die Erforschung dieser medialen Zusammenhänge sind insbesondere Beschreibungsfiguren interessant, und ihre disziplinspezifischen Differenzen. So lässt sich beispielsweise ein Zusammenhang vermuten zwischen der „magischen Aufladung“ von Körperlichem in Religion und politischer Ideologie (Christina von Braun) und der „Rekonfiguration“ von Deutungen (Volker Hess) sowie dem „Rückfall in alte Sprachmuster“ (Philipp Sarasin) in den Wissenschaften.

Es ist geplant, die Beiträge der Tagung in einem Band zu veröffentlichen.

Dietrich Englert

Gender im Personalmanagement – ein Beispiel aus der Arbeit des GenderKompetenzZentrum

Das GenderKompetenzZentrum berät die Bundesverwaltung in typischen Handlungsfeldern der öffentlichen Verwaltung. Zu diesen Arbeitsbereichen gehört auch das Personalmanagement. Hier zeichnen sich zwei Schwerpunkte ab: Im Rahmen des neuen Tarifvertrags für den öffentlichen Dienst (TVöD) und des geplanten Strukturreformgesetzes für die Beamtinnen und Beamten wird einerseits über neue Eingruppierungsregeln diskutiert, andererseits über Leistungsbewertung. Beide Regelungen sind für die Gleichstellung im öffentlichen Dienst hochgradig relevant, da sich hier entscheidet, ob das Entgeltsystem zukünftig diskriminierungsfrei gestaltet sein wird und sich somit Lohnunterscheide zwischen Frauen und Männern sukzessive verringern lassen.

Im Zuge der neuen Leistungsorientierung im öffentlichen Dienst kommt der diskriminierungsfreien Bewertung von Mitarbeitenden und Führungskräften daher eine große Bedeutung zu. Aus diesem Grund hat das Zentrum am 8. Dezember 2005 die Fachtagung „Gender Mainstreaming in der Personalentwicklung. Diskriminierungsfreie Leistungsbewertung im öffentlichen Dienst“ für die Bundesverwaltung angeboten. Die Tagung wurde vom BMFSFJ finanziert und gemeinsam mit dem ZtG durchgeführt. Personalverantwortliche aus nahezu allen Ressorts der obersten Bundesverwaltung und Gleichstellungsbeauftragte erhielten umfassende Informationen über Gender-Aspekte bei der Leistungsbewertung.

In sechs Fachvorträgen wurde der Umfang der Reform sowie Elemente einer diskriminierungsfreien Leistungsbewertung dargestellt. Es zeigte sich, dass Leistungsbewertung sehr anfällig für geschlechtsspezifische Verzerrungen ist. Weiter wurde deutlich, dass Gender Mainstreaming die Akteure vor Ort unterstützen kann, diese negativen Effekte zu kontrollieren und sukzessive abzubauen.

Einführend wies Prof. Dr. Susanne Baer, Vizepräsidentin der HU und Direktorin des GenderKompetenzZentrums auf die Rolle der Strategie Gender Mainstreaming für den öffentlichen Dienst hin. Sie legte dabei besondere Aufmerksamkeit auf die enge Verbindung zwischen Leistungsbewertung und Gleichstellungsorientierung. Dazu führte sie aus, dass Gleichstellung zentral für den Umgang mit Personal ist und damit eine notwendige Bedingung für jede gute Form von Leistungsbewertung darstellt. Daher ist für die erfolgreiche Umsetzung der Reform ein integrativer Ansatz wie Gender Mainstreaming, der das Gleichstellungsziel von Beginn in den Bewertungsprozess integriert, dringend geboten.

Dr. Alexander Leist vom Bundesministerium des Innern stellte in seinem Vortrag die Tarifreform mit Blick auf Leistungsbewertung und Leistungsentgelt umfassend dar. Dabei ging er auf Zielvereinbarungssysteme, systematische Bewertungsverfahren und Mischverfahren ein. Für den Bundesbereich bleibt festzustellen, dass die konkrete Ausgestaltung noch offen ist. Hier gab es in der anschließenden Diskussion vielfältige Anregungen, ob und wie das BMI konkrete Verhandlungsgrundlagen für die Häuser und Behörden vorgeben kann, damit sich vor Ort eine diskriminierungsfreie Bewertung etabliert. Weitgehende Einigkeit bestand darin, dass ohne solche Vorgaben sich eine diskriminierungsfreie Gestaltung in den Aushandlungsprozessen vor Ort als sehr schwierig erweisen dürfte.

Auf der Basis eines Gleichstellungscontrollings erläuterte Prof. Dr. Gertraude Krell von der Freien Universität Berlin in ihren Ausführungen wichtige Grundlagen für eine diskriminierungsfreie Leistungsbewertung. Aus ihrer Sicht kann Diskriminierungsfrei-

heit (wenn überhaupt) nur in mehreren sich wiederholenden Prozessschritten erreicht werden, in deren Verlauf Verzerrungen erkannt und verringert sowie Potentiale zur Integration von Gleichstellungsaspekten in die Umsetzungspraxis entwickelt werden. Gezielte Informationspolitik, Schulung der Beurteilten, Veränderung von Kriterien und Verfahren sowie die Förderung von gleichstellungsorientiertem Verhalten tragen ihrer Meinung nach zu einer Verringerung von geschlechtsspezifischen Verzerrungen bei. Sie machte auch deutlich, dass es hier nicht nur um Leistungsbewertung geht, sondern auch um eine diskriminierungsfreie Basis für das Entgeltsystem (beispielsweise durch eine entsprechende Arbeitsbewertung und Eingruppierungspraxis).

Wie eine solche Basis im Personalmanagement gelegt werden kann, zeigte der abschließende Vortrag von Carmen Gerstmann-Fricke und Susan Santüns, Personalentwicklerinnen in der Rentenversicherung. Mit einem integrierten Personalentwicklungskonzept, in das von Beginn an Gleichstellungsaspekte einbezogen sind, können aus ihrer Sicht die Weichen in die richtige Richtung gestellt werden. Die zentrale Grundlage bilden Anforderungsprofile, die sowohl für die Beurteilungen wie auch für die Personalauswahl und Eingruppierung Verwendung finden (sollen). Hierzu wurden in der Deutschen Rentenversicherung vier Kompetenzfelder (Fach-, Methoden-, Führungskompetenz und soziale Kompetenz) entwickelt.

Dass in der öffentlichen Verwaltung Handlungsbedarf besteht, zeigten zuvor die Vorträge von Dr. Karin Tondorf (GEFA Forschung + Beratung) und von Prof. Dr. Frank Dulisch (FH für öffentliche Verwaltung NRW). Auf der Grundlage empirischer Untersuchungen zu diskriminierenden Effekten bei der Beurteilung kam Frau Tondorf zu dem Schluss, dass es erhebliche Diskriminierungsfallen für Leistungsentgelte gibt. Insbesondere freie Bewertungsverfahren erweisen sich in der Praxis als sehr anfällig für geschlechtsspezifische Verzerrungen. In Ihrem Vortrag stellte Sie abschließend 10 Gestaltungselemente dar. Herr Dulisch ging auf die Schwierigkeiten der Etablierung einer transparenten Leistungskultur in der öffentlichen Verwaltung ein. Bisher fehlen für die Leistungsbewertung die entsprechenden Handlungsinstrumente, zumal die öffentliche Verwaltung eher aufwands- und weniger effizienzorientiert sei. Eine einseitige Orientierung auf quantitative Ziele hält er für den öffentlichen Dienst nicht für sinnvoll.

Jochen Geppert und Dietrich Englert vom GenderKompetenzZentrum stellten in ihrem Vortrag heraus, dass es nicht nur rechtliche Verpflichtungen für die Gleichstellungsorientierung bei der Einführung von Leistungsentgelten gibt, sondern handfeste ökonomische Gründe. Kommt es nämlich im Zuge der Umsetzung der Leistungsbewertung zu Diskriminierungseffekten oder fühlen sich Mitarbeitende ungerecht bewertet, so führt das neue Entgeltsystem nicht zu leistungssteigernden Effekten sondern möglicherweise zu Motivationsverlusten, welche der Intention der Tarifreform zu widerlaufen. Die Umsetzung von Gender Mainstreaming ist vor diesem Hintergrund folglich keine zusätzliche Aufgabe, sondern eine notwendige Voraussetzung für den Erfolg der Reform.

Links zu den Fachvorträgen finden sich auf folgender Internetseite:

<http://www.genderkompetenz.info/zentrum/angebote/veranstaltungen/fachgespraeche/fachtagungleistung/>

Nach der erfolgten Sensibilisierung ist das Zentrum nun bestrebt, die für die weitere Umsetzung der Leistungsbewertung verantwortlichen Personen mit Blick auf die systematische Integration von Gender-Aspekten in Bewertungsverfahren zu beraten. Dabei geht es nicht zuletzt darum, in den grundlegenden Regelungen – wie dem Tarifvertrag zur Leistungsbewertung und dem Leitfaden für die Bundesverwaltung – Diskriminierungsfreiheit und Gleichstellungsorientierung nachhaltig zu verankern.

Mirjam Mirwald / Danilo Vetter

Tagung „Behinderung und Geschlecht: Perspektiven in Theorie und Praxis“ in Oldenburg am 12.12.2005

Im Bibliothekssaal der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg veranstalteten am 12.12. 2005 das Zentrum für interdisziplinäre Geschlechterforschung und die Frauengleichstellungsstelle der Universität sowie das Frauenbüro der Stadt Oldenburg eine Tagung, auf der die beiden Kategorien Geschlecht und „Beeinträchtigung“¹ zusammengedacht werden sollten. Diesen seltenen Anlass nutzten wir, um in einer kleinen Gruppe von sechs Studierenden, die sich im Seminar „Die Rolle des Geschlechts in der Behindertenpädagogik“² zusammengefunden hatten, nach Oldenburg zu fahren.³

Den Auftakt der Konferenz gestalteten Dr. Jutta Jacob und Dr. Eske Wollrad mit einer Eröffnungsrede. Im Anschluss daran stellte Ulrike Schildmann ausführlich die Datenlage und Perspektiven der Forschung zu „Beeinträchtigung“ und „Geschlecht“ dar, wobei sie ihren Vortrag an drei Schwerpunkten ausrichtete: 1. die Datenlage zu Menschen mit „Beeinträchtigung“ im schulischen Bereich, 2. die Datenlage zu Menschen mit „Beeinträchtigung“ im Erwerbsleben, 3. der Einfluss der Frauenforschung in der Sonderpädagogik seit den 70er Jahren. Die Referentin stellte für die Beeinflussung der „Behindertenpädagogik“ durch die Frauenforschung ein Entwicklungsmodell vor, das drei Phasen unterscheidet: die Initiativ-Phase (1978-1988), die Etablierungs- und Ausdifferenzierungsphase (bis 1996/97) und die Phase der theoretischen Fundierung (seit 1997/98). Ulrike Schildmann plädierte in ihrem Vortrag für die Erweiterung der Perspektiven innerhalb der Sonderpädagogik, die sich bisher ausschließlich am Individuum orientierte und dabei versäumte, sozialstrukturelle Zusammenhänge zu betrachten. Die Ausrichtung am Individuum erschwert Analysen der Kategorie „Beeinträchtigung“ im Hinblick auf andere Kategorien wie „Geschlecht“ und „Rasse“ oder die Analyse von Zusammenhängen von Armut und „Beeinträchtigung“ und behindert so eine Perspektive, die die Heterogenität der Kategorie „Beeinträchtigung“ in den Fokus nimmt.

In der an den Vortrag anschließenden Diskussion stellte die Referentin als ein Beispiel für die Folgen eines Fokus auf das Individuum die fehlende Berücksichtigung von Benachteiligung von Jungen im schulischen Bereich heraus.

Unter dem Titel „Außen vor und Mittendrin – Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen zwischen Ausgrenzung und Selbstbestimmung“ verwies Angelika Henschel darauf, dass Lebenslagen und Sozialisationserfahrungen von vielfältigen Bedingungen, wie z. B. materiellen und sozialen Ressourcen, Fähigkeit der sozialen Interaktion, Art und Grad der „Beeinträchtigung“, Infrastruktur, Umgang mit der Umwelt sowie kulturell gesellschaftlichen Bedingungen, abhängen. So würde die Berücksichtigung der vielfältigen Bedingungen auf den wesentlichen Einfluss der Peergroup verweisen,

¹ Wir haben uns entschlossen, im Gegensatz zum Tagungstitel und zum Sprachgebrauch auf der Tagung nicht von „Behinderung“ zu sprechen, sondern den Begriff „Beeinträchtigung“ zu verwenden, da wir den negativ besetzten Begriff „Behinderung“ für stigmatisierend bzw. diskriminierend halten. Zur Begriffsdebatte siehe z. B. Eberwein, Hans / Knauer, Sabine (Hg.): Integrationspädagogik: Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam. 2002 Weinheim.

² Dieses Seminar wurde von Anke Langner im Wintersemester 05/06 sowohl für Gender Studies als auch für Rehabilitationspädagogik angeboten.

³ Wir bedanken uns für die tatkräftige Unterstützung unserer Reise durch Kerstin Rosenbusch vom ZtG.

ein Zusammenhang der innerhalb der Sonderpädagogik bisher nur wenig Beachtung gefunden hat.

Für die Referentin ist das ideale Ziel der Sonderpädagogik die Förderung der Ausbildung einer eigenständigen, mündigen, reflexiven, handlungsfähigen und kritischen Persönlichkeit sowie deren Integration in die Gesellschaft.

Angelika Henschel verwies in ihrem Vortrag auf die doppelte Benachteiligung durch Weiblichkeit und „Beeinträchtigung“, wobei sie nicht von einem additiven Ansatz ausgeht, sondern beide Kategorien eng miteinander verzahnt denkt.

Sie plädierte für die Aufnahme von Doing-Gender-Ansätzen in der Frühförderung. Hierbei sollen aber nicht nur SchülerInnen an Förderschulen in den Fokus der Reflexion gelangen, bei denen eine sehr starke Orientierung an weiblichen und männlichen Berufsrollenbildern festzustellen ist. Vielmehr sollen auch Mütter verstärkt in den Blick genommen werden, die z.B. durch den Mehraufwand im Zusammenhang mit der Sonderbeschulung (z.B. längere Fahrwege) deutlich stärker in klassische Geschlechterrollen mit reproduktiven Aufgaben gedrängt werden.

Die Sonderpädagogik steht heute vor der Aufgabe, Identitäten nicht mehr als stabil und unveränderbar zu denken und den eigenen Anteil an der Reproduktion von einer Geschlechterdichotomie zu reflektieren.

Angelika Henschel forderte, die Arbeit in Förderschulen, Werkstätten für Menschen mit „Beeinträchtigung“ sowie sämtlichen Institutionen der Sonderpädagogik im Hinblick auf das oben genannte Idealziel zu überprüfen. Für die Referentin stellt der Verein „Mixed Pickles“ aus Lübeck ein Musterbeispiel in diesem Sinne dar.

Manuel Höfs thematisierte Perspektiven der kritischen Männerforschung in der Sonderpädagogik, wobei er deutlich darauf aufmerksam machte, dass „Beeinträchtigung“ als Kategorie eine relative und relationale sowie eine soziale Konstruktion ist. In Bezugnahme auf Robert W. Connell und dessen Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ zeigte er auf, dass unter anderem Homosexualität und „Beeinträchtigung“ als marginalisierte Männlichkeiten etabliert wurden. Ausgangspunkt in seinem Vortrag war die These, dass Angst vor „Beeinträchtigung“ in dem Maße wächst, in dem sich Männlichkeit auf hegemoniale Männlichkeitskonstruktionen bezieht, d.h. „Männer mit Beeinträchtigung [werden] als besonderer Störfaktor in der eigenen Konstruktion von Männlichkeit erlebt“. Des Weiteren führte der Referent aus, dass gerade an Förderschulen mit den Förderschwerpunkten Sprache und Förderung der emotionalen und sozialen Entwicklung der Jungenanteil auffällig hoch ist. Manuel Höfs führt diese Entwicklung einerseits auf eine „Beeinträchtigung“ der sozialen, sprachlichen und emotionalen Lernentwicklung durch traditionell geprägte Männlichkeitsbilder zurück. Andererseits steigt „mit der Rigidität einer traditionell geprägten Männlichkeitskonstruktion bei Jungen“ die Wahrscheinlichkeit der Aussonderung an Förderschulen. Wie bereits Angelika Henschel forderte der Referent, sozialisationsbedingte Geschlechtersozialisation in Schulen stärker in der Forschung zu berücksichtigen. Zum Abschluss fragte Manuel Höfs, ob z.B. durch integrative Beschulung „traditionell männliche Ängste gegenüber“ Menschen mit „Beeinträchtigung“ abgebaut werden bzw. sogar zu einem anderen Verständnis bzw. Mannsein führen.

Im letzten Redebeitrag „Mannhaft erobern! – Erfahrungen aus einer Beratungsstelle der emanzipatorischen Behindertenbewegung“ stellte Lothar Sandford Perspektiven seiner praktischen Arbeit als Psychologe im Institut zur Selbstbestimmung Behinderter zur Diskussion. Besonders Streitbar waren bei seinen Ausführungen die Thesen einer „natürlichen“ (hormonell bedingten) Triebhaftigkeit des Mannes und der „Sonderschule“ als notwendiger Ort der Emanzipation von Menschen mit „Beeinträchtigung“. Der Referent berichtete aus seiner Beratungstätigkeit, dass sich Menschen mit „Beeinträchtigungen“ an geläufigen oder dominanten Schönheitsidealen sowie an

Geschlechterkonstruktionen orientieren. Er plädierte für eine Erweiterung dieser Rollenbilder. Insgesamt fanden wir diesen Beitrag nicht überzeugend, da der Referierende einerseits das Überwinden von Rollenstereotypen forderte, andererseits aber ein naturalisiertes Verständnis von Geschlecht reproduzierte, indem er sich z.B. auf eine naturbedingte Triebhaftigkeit des „Mannes“ berief.

Nach einer kurzen Pause nahmen die vier ReferentInnen sowie Christina Reiss (Oldenburg) und Wiebke Hendeß (Oldenburg) an einer Abschlussdiskussion teil, die von Swantje Köbsell moderiert wurde. Zentrale Punkte dieser Diskussion waren:

- die Berücksichtigung und Hinterfragung von „Geschlecht“ und „Beeinträchtigung“ als Kategorien, die hergestellt, produziert und reproduziert werden;
- „Geschlecht“ und „Beeinträchtigung“ weisen gemeinsame Strukturmerkmale auf;
- Sonderpädagogik bedarf eines wesentlich stärkeren Theoriebezugs;
- Sexualität und Elternschaft von Menschen mit „Beeinträchtigung“ als ein Tabuthema muss öffentlich verhandelt werden;
- Selbstreflexion sollte ein integrierter Bestandteil in der Sonderpädagogik / Rehabilitationspädagogik werden;
- Die Tätigkeit von „Männern“ in pflegenden, erziehenden und lehrenden Berufen soll als Chance begriffen werden, hegemoniale Männlichkeitskonstruktionen zu hinterfragen bzw. aufzubrechen;

Rückblickend können wir resümieren, dass diese Tagung im Großen und Ganzen eine Bereicherung für uns darstellte. Wir sind froh, dass zur Thematisierung der beiden Kategorien „Geschlecht“ und „Beeinträchtigung“, die unserer Meinung nach viel zu selten zusammengedacht werden, Diskussionsraum geboten wurde. Schade fanden wir, dass in einigen Beiträgen Geschlechterstereotype reproduziert wurden und dass das Thema der Inklusion in keinem der Beiträge Berücksichtigung gefunden hat. Außerdem war zu bemängeln, dass die Referierenden häufig auf ähnliches Zahlenmaterial zurückgriffen. Eine deutlichere Absprache zwischen den Referierenden hätte sicherlich Redundanz vermeiden können und Raum für eine längere Diskussion gelassen. Beispielhaft und nachahmenswert fanden wir das Angebot, die Beiträge gebäudenübersetzt anzubieten und die Veranstaltung in rollstuhlgerechten Tagungsräumen durchzuführen. Gespannt erwarten wir die versprochene Publikation zu dieser Veranstaltung.